

OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

48. Jahrgang

1994

Heft 2

Herausgegeben vom Institut für Volkskultur

Alfred Mühlbacher-Parzer

Epitaphien – Gedächtnismale in Kirchen und Friedhöfen Oberösterreichs 103

Alfred Höllhuber

Die Holzburg auf dem Rametstein
Ein in Vergessenheit geratener Wehrbau im einstigen Nordwald 112

Bernhard Prokisch

Der Münzfund von Doppl – Gemeinde Schwertberg 148

Leopold Mayböck

Geschichte des Bauerngutes Bairböck in Doppl 156

Walter Hartinger

Volkskultur = Regionalkultur in engen Grenzen? 160

Herbert Bezdek

Ein König auf Wildberg gefangen 176

Harry Slapnicka

Oberösterreich in der Karikatur – Karikaturisten in Oberösterreich 183

Volkskultur aktuell

191

Buchbesprechungen

194

Volkskultur = Regionalkultur in engen Grenzen?*

Von Walter Hartinger

Volkskultur ist ein Begriff, der innerhalb der Disziplin Volkskunde zentral ist, ja dessen eigentlichen Gegenstandsbereich er ausmacht. Wer in die Verlegenheit kommt, diesen Begriff definieren zu müssen, tut dies meist dadurch, daß er Volkskultur abgrenzt gegenüber anderen Erscheinungsformen von Kultur: gegen die Kultur der Eliten, also gegenüber den selbstgeschaffenen Lebensformen von Adel, Geistlichkeit und Bürgertum, die sich auszeichnen durch ihre internationale Geltung oder gegenüber dem Kulturverständnis der Völkerkundler, deren Forschungsinteresse gerichtet ist auf die Kultur als solche, wie sie sich niederschlägt in grundsätzlichen Äußerungen des Rechts, der ästhetischen Gestaltung, der religiösen Gesinnung oder der Ordnung des sozialen Zusammenlebens.

Demnach kommen für die Volkskultur enge Grenzen und kleine Räume in Sicht. Volkskultur = Regionalkultur – das ist eine der üblichen Umschreibungen, wenn man auf die räumliche Erstreckung sieht. Eine der Besonderheiten der Volkskultur besteht darin – so lautet eine immer wiederkehrende Vorstellung in der einschlägigen Literatur –, daß sie nur gilt für ein einzelnes Dorf, ein Kirchspiel, eine Talschaft, allenfalls für eine Provinz oder Region. 1978 war in München eine wissenschaftliche Arbeitstagung, welche auf das Grundsätzliche volkskundlicher Forschung abzielte; sie gab sich das Thema „Regionale Kulturanalyse“ (Protokollband München 1979, hg. von Helge Gerndt und Georg Schroubek). Oder das Symposium zu Ehren des 70. Geburtstages von Karl-Sigmund Kramer, einem der wichtigsten Repräsentanten der gegenwärtigen Volkskunde in Deutschland, im Jahr 1986 stand unter dem Motto „Historische Methode und regionale Kultur“ (Tagungsband hg. von Konrad Köstlin, Berlin 1987). Wolfgang Brückner überschreibt seinen Beitrag zur Fachdiskussion der letzten Jahre mit „Volkskunde als Sozialgeschichte regionaler Kultur“ (in: Industriegesellschaft und Regionalkultur, hg. von Wolfgang Lipp, Köln 1984, S. 71–88). Volkskultur wäre demnach die Kultur der kleinen Räume, Kultur in engen Grenzen.

Dieser Aspekt findet eine zusätzliche Betonung, wenn man auf die *soziale Streubreite* der Volkskultur sieht. Auch hier werden oder wurden gern die Grenzen betont. Man sprach von den unteren und mittleren Sozialschichten, schloß aber häufig gleich die zahlenmäßig größten Gruppen aus, etwa die Städter – also Bürger, Handwerker und Industriearbeiter. Was noch verblieb, waren *kleine Gruppen*: die Bauern – eine seit 150 Jahren rapide zusammenschrumpfende Bevölkerungsgruppe

* Vortrag gehalten bei der 2. Jahrestagung des OÖ. Forum Volkskultur, 19. März 1994, Bildungshaus Schloß Puchberg bei Wels.

– und die Jäger, Hirten und Fischer, die es hierzulande noch nie auf besonders mächtige Zahlen gebracht haben. Volkskultur = Kultur in engen Grenzen, auch wenn man auf den sozialen Sektor sieht? Ein österreichischer Tagungsband vereinigt beide Aspekte in nahezu klassischer Weise unter der Überschrift „Minderheiten und Regionalkultur“ (hg. von Olaf Bockhorn, Károly Gaal und Irene Zucker, Wien 1981).

Was ich bisher skizziert und durch einige Buchtitel belegt habe, ist keineswegs willkürlich aus 200 Jahren volkskundlicher Forschung herausgepickt, sondern gibt den vorherrschenden Trend wieder. Volkskultur ist die Kultur der engen Grenzen, sowohl im Sozialen wie im Räumlichen – im Unterschied etwa zur Massenkultur des Industriealters, die sich durch ihre Allerweltsgeltung und ihre hektische Wandlungsfähigkeit auszeichnet, ein Gedanke, der vor allem von dem Schweizer Volkskundler Richard Weiß betont worden war; sein großes Werk über die Volkskunde der Schweiz (Erlenbach 1946, neu aufgelegt 1978) hat nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik lange Zeit als *das* verbindliche Handbuch des Faches gegolten. Entsprechend dieser Überlegung hat jüngst ein Fachkollege die Existenz von Volkskultur *vor* den Zeiten von Renaissance und Humanismus – also für das ganze Mittelalter und frühere Epochen – bestritten, weil angeblich damals kulturelle Grundüberzeugungen für *alle* Gliederungen des Volkes in *gleicher Weise* gegolten hätten; eine soziale Segmentierung sei erst im 16. Jahrhundert eingetreten, nun erst dürfe man von „Volkskultur“ sprechen (so Konrad Köstlin, Feudale Identität und dogmatisierte Volkskultur, in: Zeitschrift für Volkskunde 73 [1977], S. 216–233). Die Erscheinung von Volkskultur wird also hier unmittelbar gebunden an die beschränkte Geltung für abgegrenzte soziale Gruppen.

Wenn wir ein Fazit ziehen wollen, dann müßten wir Volkskultur nach den bisherigen Überlegungen definieren als „gruppenspezifische Lebensformen innerhalb enger räumlicher Grenzen“. Wie man wohl aus dem Fragezeichen der Themenformulierung herausgehört hat, möchte ich Zweifel anmelden an der uneingeschränkten Geltung dieses Satzes. Ich werde im folgenden ausführen, erstens aufgrund welcher Forschungshypothesen es überhaupt zur Anschauung von der Kleinräumigkeit der Volkskultur gekommen ist. In einem größeren zweiten Teil werde ich dann zu verdeutlichen versuchen, daß die Volkskultur ganz entscheidend geprägt wurde durch das Überspringen von engmaschigen geographischen und gesellschaftlichen Grenzen, daß sie ihre Attraktivität gerade gewonnen hat aufgrund der Durchlässigkeit nach allen Seiten, so daß nicht Stagnation und Verkümmерung ihr Schicksal geworden ist, sondern beständige Weiterbildung und neue Lebendigkeit.

Zunächst wende ich mich also der Frage zu: Wie kam es zur Hypothese von der engmaschigen Volkskultur, welche sich angeblich einigelt hinter den Zäunen des eigenen Dorfes, den Blick nicht erhebt über den Kirchturmhorizont und darum Bestand hat über Generationen hinweg? Als man um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert das wissenschaftliche Interesse am Leben und Schaffen der einfachen Bevölkerung entdeckte, da befand sich die geistige und wirtschaftliche Welt in einem tiefen Umbruch. Ich tippe nur einige herausragende Erscheinungen an: Fran-

zösische Revolution, allgemeine Säkularisierung, Verfassungsbewegung, Liberalisierung der Wirtschaft, technische Erfindungen und beginnende Industrialisierung, Verstärkung des Welthandels und neues koloniales oder imperialistisches Ausgreifen der europäischen Staaten. Dies war die Welt der bürgerlichen Gelehrten, welche die neue Disziplin der Volkskunde schufen; eine Welt, in der jedermann, der auf sich etwas hielt, eine große Bildungsreise unternahm (zwischen 1780 und 1820 sind mehrere tausend Reisebeschreibungen gedruckt worden); eine Welt, in welcher die traditionellen Erklärungen, welche die christliche Kirche anbot für die Fragen nach der Erschaffung von Mensch und Kosmos, nach der Existenz eines Jenseits und nach dem Sinn unseres Daseins als nicht weiter gültig erachtet wurden; diese bürgerlichen Gelehrten lebten in einer Welt, in der erstmals seit 500 Jahren wieder Städte aus dem Boden schossen, Fabrikgründungen und -zusammenbrüche einander in beängstigender Geschwindigkeit ablösten.

Von all dem schien die Welt der Bauern, die man erstmals umfassend zum Gegenstand von Beobachtungen machte, ausgeklammert: Hier unternahm man keine großen Bildungsreisen, um zu erfahren, wie man anderswo lebte, sich kleidete, aß, feierte, Häuser baute und die Felder bestellte; hier hörte man anscheinend wie eh und je gläubig auf die Worte des Pfarrers oder Klosterpredigers; die Dörfer waren zunächst ausgespart aus dem rasanten Wandel ringsum, sie blieben winzig oder klein bis überschaubar wie eh und je, und wenn man ein neues Haus baute, dann richtete man sich nach dem Muster des alten. Es ist für uns heute schon verständlich, daß man beim ersten Aufbruch zur ethnographischen Forschung meinen konnte, eine Nische in dem allgemeinen Veränderungsprozeß zu entdecken. Die Hinwendung zur Volkskultur ist wahrscheinlich zu einem erheblichen Teil motiviert von der Sehnsucht nach einer Insel des Friedens und der Beständigkeit gegenüber den schmerzlich erfahrenen Unberechenbarkeiten des eigenen Lebens.

Genausowenig wie man sich zunächst einmal vorstellen konnte, daß eine räumliche Bewegung in die Welt der Bauern und der Handwerker auf dem Land hineingekommen war, genausowenig wollte man eine Veränderung im sozialen Bereich wahrhaben. Die großen Bauern schienen schon immer aus den nämlichen Familien gekommen zu sein, ebenso wie die Kleinhäusler und Inleute oder die Schmiede, Wagner, Schneider und Schuster. Man konnte ja ausgehen von der scheinbaren Unveränderlichkeit der Ständegesellschaft, welche dem Adeligen, dem Bürger und dem Bauern schon bei der Geburt seinen Lebensweg vorzeichnete.

All diese Vorstellungen verdichteten sich zu der Forschungshypothese, welche mindestens über ein Jahrhundert hinweg eine Art Leitfunktion für die gelehrte Anschauung von der Volkskultur besaß: die Vorstellung nämlich, daß das ländliche Volk aufgrund seiner räumlichen und sozialen Erstarrung Kulturgüter über Jahrtausende hinweg konserviert habe. Als man, angestoßen durch den Archivar Georg Landau, mit der Untersuchung der Bauernhäuser begann, da war man überzeugt, bei den Bayern, Schwaben, Franken, Thüringern, Sachsen, Holsteinern usw. noch auf die grundsätzlichen Leitformen des Hausbaues der betreffenden Stämme in der Völkerwanderungszeit zu stoßen. Nichts anderes erwartete man von der Kleidung,

Dichtung, den Rechtsvorstellungen, der Volkskunst, den Liedern usw. Noch am Ende des 19. Jahrhunderts war ein gelehrter Beobachter des Trachtenfestzuges auf dem Münchner Oktoberfest überzeugt, eine Kleiderverwandtschaft sowohl mit indischen Dörfern zu entdecken wie auch mit Funden von Moorleichen aus vorchristlicher Zeit. In den verkleideten Faschingsgestalten wollte man die Begleiter von Götterumzügen aus der germanischen Urheimat wiedererkennen; und die Gebrüder Grimm unternahmen es, aus Sagen, Märchen und verschiedenen Bräuchen die Mythologie der Völkerwanderungszeit zusammenzusetzen.

Die neuere volkskundliche Forschung hat vieles von dem, was man während des 19. Jahrhunderts für sicher erwiesen angenommen hatte und was während des Dritten Reiches noch einmal als Ergebnis wissenschaftlicher Forschung dargeboten wurde, über Bord geworfen. In der interessierten Öffentlichkeit ist das freilich noch keineswegs allgemein aufgenommen worden. Es ist zu verlockend, auf die alten Handbücher und Lexika zurückzugreifen, etwa auf das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ von 1928 ff., welche den einstigen Forschungsstand leicht verständlich und im Brustton der Überzeugung darbieten. Da tut sich die jetzige Generation von Volkskundlern mit ihrem Insistieren auf Quellenbelegen und ihrer teilweisen abstrakten Begrifflichkeit schon erheblich schwerer. So aber wird in Zeitungsberichten über das Aufstellen von Maibäumen noch immer ziemlich regelmäßig der germanische Baumkult bemüht, und bei den Perchtenläufen der Alpenländer vergißt man auch kaum einmal, auf die Begleiter des Gottes Wotan hinzuweisen. Zu tief sitzt noch das Vorurteil, daß in der Volkskultur der vorindustriellen Welt die räumlichen und gesellschaftlichen Grenzen so eng gezogen gewesen seien, daß eine wirkliche Bewegung hin zu neuen Formen kaum stattgefunden habe.

Ich komme jetzt zu meinem zweiten Abschnitt. Übersehen wird und wurde dabei, daß schon lange vor dem Eisenbahnzeitalter die Grenzen von Landschaften und politischen Territorien durchlässig gewesen sind und daß es vielerlei Kanäle gegeben hat, auf denen Kenntnisse von anderen Menschen und deren Lebensformen zu den Bauern, Landhandwerkern, Tagelöhnern und Kleinhäuslern gekommen sind, von den Leuten in der Stadt ganz zu schweigen. So haben schon die *politischen Obrigkeit*en dafür gesorgt, daß sich die Untertanen nicht allzu selbstgenügsam in ihren Traditionen eingenistet haben. Zwar ist die politische Landschaft einst im Vergleich zu heute sehr viel kleinkarierter gewesen, doch die Fürsten, Grafen, Barone, Freiherren und Hofmarksinhaber waren europaweit verwandt und verschwägert und so bestens darüber informiert, was in einem anderen Territorium vor sich ging.

Wie sollte es etwa möglich sein, daß sich in einem jeden Dorf ein eigener Kleidungsstil herausbildete und über Generationen hinweg bewahrt wurde – wovon man um die Mitte des 19. Jahrhunderts fest überzeugt war –, wenn es doch seit dem 13. Jahrhundert staatliche Kleidungsordnungen gab, die immer wieder erneuert wurden, die man in den einzelnen Territorien gegenseitig übernahm und durch die Beamten überwachen ließ? So wurde es den Dienstmädchen und anderen subalternen Geistern überall ausgetrieben, sich schöne Rosenkränze aus Korallen, Elfenbein, gefärbten Knochenperlen oder Silberfiligran um den Hals zu hängen oder an die Kleidung zu heften, als diese Mode im 16. Jahrhundert aufgekommen ist. Nur den

Klosterfrauen und Mönchen blieb es vorbehalten, dies auch weiterhin zu tun, allerdings mit Zählgeräten aus einfachem Material, Holz- oder Knochenperlen, versteht sich. Und sowohl Kaiser Joseph II. wie sein bayerischer Nachbar Kurfürst Karl Theodor, vielfach verschwägert selbstverständlich, haben durch Androhung drakonischer Strafen für die Schneider und eitlen Frauenzimmer dafür gesorgt, daß die Rocksäume länger und die Dekolletés kleiner geworden sind, als sich entsprechende Gelüste zu Ende des 18. Jahrhunderts diesseits und jenseits des Inns regten. Und die „Linzer Hauben“ kennt man in Niederbayern vor allem unter der Bezeichnung „Passauer Hauben“, weil sie einst auch von den vornehmen Bürgerinnen der Dreiflüssestadt mit Vorliebe getragen worden sind.

Schon seit dem 16. Jahrhundert, seitdem die Überlieferung etwas dichter fließt, finden wir kaum ein Feld des Alltags und Festtags, das nicht durch staatliche Vorschriften reglementiert worden wäre. Beispielsweise haben die bayerischen Wittelsbacher als Kurfürsten der Pfalz den hohen Wert der Obstbaumzucht in der Rheinebene kennengelernt. Per Verordnung haben sie bald auch die Oberpfälzer darauf festgenagelt, pro Hof – gestaffelt nach Größe – eine bestimmte Anzahl von Fruchtbäumen zu setzen; ist einer verdorrt, so mußten drei neue Pelzer an seine Stelle treten. Die Vettern in München haben das entsprechende Mandat schnell abgeschrieben; und schon waren die Gerichtsdiener sowohl am Rhein wie in Bayern über Jahrzehnte hinweg damit beschäftigt, in jedem Jahr einmal die Obstbäume zu zählen und Anzeigen wegen Unterschreitung der Normzahl zu erstatten.

Die Erkenntnis von der Beeinflussung des Lebensstiles der unteren und mittleren Bevölkerungsgruppen durch die vorgesetzten Behörden kann man auch *überbetonen*; dies möchte ich nicht tun. Nicht alles, was die absolutistischen Regenten verfügt haben, wurde gleich in die Wirklichkeit umgesetzt: vieles war zu kurzatmig anberaumt, manche Verordnungen widersprachen sich, und das Überwachungssystem war zu keinem Zeitpunkt dicht genug, als daß Abweichendes immer gleich notiert und mit Strafen belegt worden wäre. Joseph II. etwa hat seine Mandate gegen Wallfahrten und die Verwendung von individuellen Särgen noch zu seinen Lebzeiten teilweise kassiert. Trotzdem darf man den Anteil der Steuerung, den die politischen Instanzen ausgeübt haben, nicht zu gering veranschlagen. Die überregionale Orientierung der politischen Führungsschicht hat immer wieder dazu geführt, daß neue Entwicklungen in die Dörfer gekommen sind und daß solche Entwicklungen identisch oder nahe verwandt mit denen von anderen Regionen gewesen sind.

In noch größerem Maß als der Staat stellt die *Kirche* ein wesentliches Element der Strukturierung der Volkskultur dar, das einer Kleinkammerung entgegenarbeitete. Über den hohen Stellenwert, den die Kirche seit der Organisation des Christentums vor nunmehr 1.250 Jahren bis weit ins 19., teilweise bis ins 20. Jahrhundert gehabt hat und hat, braucht nicht viel gesagt zu werden. Die Kirche lieferte nicht nur das verbindliche Modell zur Welt- und Lebensdeutung, sondern griff auch unmittelbar in den Alltag ein durch ihre Abfolge von Werk- und Feiertagen, durch die Spendung von Sakramenten, durch Vorschriften über Fast- und Abstinenzzeiten, durch ihre Lehren vom sittlichen und sozialen Verhalten, durch ihr Bildungsangebot usw.

In jedem Fall waren diese Eingriffe oder Anregungen für die Ausbildung eines eigenen Lebensstils von Bauern, Handwerkern, Taglöhnnern etc. nicht eng begrenzt, auf die Bedürfnisse eines Dorfes oder einer Landschaft zugeschnitten, sondern immer übergreifend. Bis ins 16. Jahrhundert war der Rahmen aufgrund der Internationalität der katholischen Kirchen mindestens europaweit gesteckt; und auch nach der Durchsetzung der Reformation in verschiedenen Ländern riß der Kontakt unter den evangelischen Kirchen nie ab. Allenfalls separatistische Gemeinden wie die mährischen oder böhmischen Brüder suchten ihr Heil in engem räumlichen Abschluß. Doch der Einfluß dieser Gemeinden blieb immer sehr begrenzt; sie wurden fast überall blutig verfolgt und ausgerottet.

Durch die länderumspannende Organisation von katholischer und evangelischer Kirche und deren dominierenden Einfluß auf die Gestaltung des Alltags blieb also immer ein weiteres Element der Grenzüberschreitung am Leben. Neue Seelsorgerorden wie die Dominikaner und Franziskaner im hohen Mittelalter oder die Jesuiten, Karmeliter und Kapuziner des 16. und 17. Jahrhunderts sind jeweils schnell länderübergreifend tätig geworden und haben ihren spezifischen Frömmigkeitsstil nicht nur an einem Ort, sondern allenthalben verwirklicht. So ist etwa die Mariahilf-Verehrung von ihrem Ausgangspunkt Passau aus nach 1622 vor allem durch die Kapuziner innerhalb von zwei bis drei Generationen im gesamten katholischen Österreich und Süddeutschland bekanntgemacht worden. Mehr als 500 Wallfahrtskirchen zu dieser Kopie des Lukas-Cranach-Gemäldes schossen aus dem Boden; und eine entsprechende Abbildung fand sich nahezu in jeder Kirche bzw. auf dem Weg der Verbreitung als Hinterglasbild oder Kupferstich in nahezu jedem katholischen Haushalt. Unter dem weiten Mantel der Kirche konnte sich eine Abkapselung in kleinräumige Besonderheiten kaum entwickeln.

Die Kirche bot durch ihre Zeremonien zu Geburt, Taufe, Erstkommunion, Firmung, Heirat und Begräbnis ganz entscheidende Marksteine einer kulturellen Durchformung des individuellen Lebens. Und manch einer wird es als Fremdbelehrung empfunden haben, daß der Pfarrer alljährlich nach Ostern zum Einsammeln der Beichtzettel vorbeikam und daß der Gerichtsbüttel während der Fastenzeit urplötzlich im Krauthaufen auf dem Herde herumstocherte, ob er tief unten nicht doch eine Wurst oder ein Stück Fleisch aufspüren würde. Da konnte man sich notfalls nur mit dem Gedanken trösten, daß man das nämliche Schicksal nicht allein erlitt, sondern daß es im Nachbarort, ja im ganzen Land und überall in der katholischen Christenheit ähnlich zuging. Die religiösen Komponenten der Volkskultur waren also von Haus aus alles andere als kleinteilig und engräumig – und sie waren keineswegs die unbedeutendsten innerhalb des gesamten Bestandes!

Neben den Instanzen Staat und Kirche verdient noch eine weitere Institution als grenzüberschreitend besonders herausgestellt zu werden, nämlich die *Drucker-presse*. Die mechanische Vervielfältigung in der Art des Holzschnittes kennt man seit dem 14. Jahrhundert, den Kupferstich und das Druckverfahren mit Hilfe von gegossenen Bleilettern seit dem 15. Jahrhundert. Man hat den Einfluß dieser neuen Kommunikationstechnik auf die Kultur der einfachen Bevölkerung lange Zeit unter-

schätzt. Erst durch die Forschungen der jüngsten Zeit wurde deutlich, auf wie vielen Gebieten durch die Erzeugnisse der Druckpresse Informationen und Anregungen auch aufs flache Land gekommen sind. Vor allem Rudolf Schenda, Wolfgang Brückner und Nils-Arvid Bringéus haben hierfür eine Menge von Beispielen beigesteuert.

So bewahrheitete sich die Anschauung vom Analphabetismus der unteren Volksschichten bis weit ins 19. Jahrhundert keineswegs. Vielmehr gab es so etwas wie eine passive Lesefähigkeit großer Teile der Bevölkerung längst vorher. Auf sie als Kunden hatten es die Abertausende von Flugblättern, Bilderbögen und Groschenhefte abgesehen. Die männliche Bevölkerung von ganzen Ortschaften hatte sich darauf spezialisiert, diese Massenprodukte im Hausierhandel unter die Leute zu bringen. Man nannte sie Kolporteure. Und in der Kolportageliteratur wurde nicht nur die Kunde von schrecklichen Ereignissen wie Feuersbrünste, Erdbeben, Kriegen, Epidemien, von Mord und Totschlag über alle möglichen Grenzen hinweg verbreitet, sondern auch der Glaube an recht dubiose Geschichten. So schilderte manches Flugblatt die unheimlichen Machenschaften von Zauberinnen und Hexen, berichtete von Werwölfen – von Männern also, die sich zwanghaft immer wieder in die Gestalt eines Wolfes verwandeln müssen und so Schafe und junge Kälber anfallen und auffressen. Wieder in anderen war die Rede von Bilmessschneidern, Druden und anderen Gestalten des Volksglaubens, der auf diese Weise seinerseits wieder reiche Nahrung erhielt. Ich kürze diesen Gedanken ab: Volkserzählung und Volksglaube sind in einem erheblichen Ausmaß durch die Erzeugnisse der Druckpresse überregional ausgerichtet worden.

Bisher war die Rede davon, daß bestimmte Neuerungen von außen her über den Horizont von Dörfern und kleinen Märkten hereingedrungen sind durch die überregionale Orientierung von staatlichen Behörden, von kirchlichen Organisationen und durch die Geschäftsinteressen von Verlegern, Druckern und Kolporteuren. Doch darf auch umgekehrt keineswegs die Bewegung, welche von den einzelnen Dörfern ausgegangen ist und über die engen Gemarkungsgrenzen hinausdrängte, vernachlässigt oder als zu gering angeschlagen werden. Für den Nachweis kann ich mir die Zeit der Industrialisierung schenken, denn die Unruhe, welche Fabriksgründungen und Ballung der Wirtschaftsbetriebe in den Städten mit sich brachten, ist hinlänglich bekannt; sie gilt geradezu als besonderes Kennzeichen unserer modernen Welt.

Schon vor Beginn der Industrialisierung herrschte alles andere als eine selbstgenügsame Beschaulichkeit in der agrarischen und handwerklichen Welt des alten Europa, auch nicht soweit davon die unteren und mittleren Sozialschichten betroffen waren.

Ein Motiv, das die Menschen aus ihren Wohnorten hinaustrieb, war ein *religiöses*. Seit den Tagen der Urkirche predigten die Geistlichen, daß es vor allem zwei sichere Wege gebe, um das Heil zu erlangen: zum einen, in ein Kloster einzutreten und dort Gott zu ehren durch unablässiges Arbeiten und Beten.

Angepriesen wurde aber auch der umgekehrte Weg: Sich gerade nicht zu versperren hinter den Klostermauern, sondern wie Christus hinausziehen in die

Welt, ruhelos weiterwandernd von einem heiligen Ort zum anderen. Auch in dieser Form der Nachfolge Christi könnte man das ewige Heil erringen. Millionen von gläubigen Christen sind das ganze Mittelalter hindurch diesem Ruf gefolgt. Sie haben sich für Jahre hin auf den Weg gemacht zu den heiligen Stätten der Christenheit, zum wundertätigen Volto Santo nach Lucca, zu den Gebeinen der Apostelfürsten in Rom, ins Heilige Land, zur Begräbnisstätte des hl. Jacob im fernen Santiago di Compostela, zu den Reichsheiligtümern in Aachen oder zum hl. Blut nach Wilsnack, um nur einige herausragende Orte zu nennen. Diese *Pilger* gehörten zum vertrauten Erscheinungsbild der mittelalterlichen Welt. Sie sprachen in den Pfarrhäusern und an den Klosterpforten um eine milde Gabe vor und erzählten in den Herbergen von ihren Erlebnissen.

Unter den technischen und hygienischen Gegebenheiten des Mittelalters waren solche Pilgerreisen eine gefahrvolle Unternehmung; viele sind auf dem Weg geblieben, irgendwo verscharrt auf einem Friedhof des Balkans, Syriens oder Südfrankreichs, vielleicht sogar von den Mitgliedern einer Bruderschaft, die sich eigens zusammenschlossen, um diesen letzten Liebesdienst an den herumziehenden Pilgern zu vollziehen. Manch ein Pilger aber ist auch wieder in seinen Heimatort zurückgekehrt und brachte nun etwas vom Duft der weiten Welt zu den Zuhausegebliebenen. Kenntnisse von fremden Ländern, Sitten und Gewohnheiten haben so die Runde gemacht.

Seit dem 13. Jahrhundert erhalten die Pilger Konkurrenz durch die *Wallfahrer*, die sich nun in geschlossenen Prozessionen auf den Weg machen, um eine Gnadenstätte der nahen oder weiten Nachbarschaft aufzusuchen. Sicher, so weit herumgekommen wie die Pilger sind die Wallfahrer nicht; doch Entfernungen von 70, 100 oder 150 km hat man spielend überbrückt. Und vor allem, wallfahrten ging ein jeder oder nahezu jeder katholische Christ; und dies nicht nur einmal im Jahr, sondern an wiederholten Terminen. Während der Zeit der Gegenreformation brachten es die bayerischen und oberösterreichischen Pfarreien im jährlichen Durchschnitt auf 15 bis 20 kleinere oder größere Kreuzgänge, wie aus Erhebungen der Diözesen Passau und Regensburg um 1720 hervorgeht.

Pilgerschaft und Wallfahrt sind selbstverständlich zunächst einmal religiöse Erlebnisse, herausgewachsen aus den individuellen Nöten des menschlichen Lebens. Doch stellten sie gleichzeitig auch Reisen dar, mit deren Hilfe man aus dem vertrauten Alltagstrott ausbrechen konnte, fremden Menschen begegnete, neue Eindrücke und Anregungen sammelte, neue Erkenntnisse und Beobachtungen mit nach Hause nahm.

Diese Erfahrung des Fremden und des Ausbrechens aus dem kleinen Kreis des häuslichen Lebens beschreibt eindrucksvoll der Theologe und populäre Schriftsteller Alban Stoltz (1808–1883), der seinerzeit die Auseinandersetzungen um das Wallfahrtswesen noch persönlich oder aus der Erfahrung seiner Elterngeneration miterlebte: „Wenn ich auf mein gewöhnliches Zuhause zurücksehe, so steht es mir viel objektiver und klarer vor der Seele in der Fremde, als wenn ich mitten ins Getriebe des Berufs hineingestellt mein Tun und Lassen beurteilen will. Ähnlich mag es vielen anderen gehen; deshalb ist es, abgesehen von manchen anderen Gründen,

Unverstand und Roheit, unbedingt das Wallfahrten verbieten zu wollen. Der arme Bauer, das ganze Jahr oft geplagt und geärgert, verläßt da seine schmutzige Stube und das Kindergeschrei und das Weibergebell und die Gasse, wo sein Gläubiger wohnt, und die Kirche, wo der Anblick des Nachbarn, der mit ihm Prozeß führt, oder des unbeliebten Pfarrers ihm die Andacht verdirbt. Und wenn er aus dem Ortsbann heraus ist, kommt er erst wieder zur rechten Besinnung über sich selbst und sein Leben, und Gott ist ihm gegenwärtiger, und sein müdes Herz atmet wieder auf, und ihm ist wie dem Vogel, der halb erstickt im Garn, losgelöst nun wieder in freien Himmelsraum hinausfliegt; er ist jetzt nicht mehr der Seppentoni oder der Fischernaz, sondern nach langer Zeit ist er jetzt wieder zum ersten Mal nichts als ein Mensch.“

Einer der besten Kenner des Wallfahrtswesens, der Schweizer Volkskundler Iso Baumer, beschreibt die Wallfahrt geradezu als Handlungsspiel (Bern 1977), dessen entscheidende Komponente im Abschied von Daheim und in der Erfahrung des Neuen auf dem Weg und am Zielort besteht. Politische, sprachliche und kulturelle Grenzen haben dabei kaum eine Rolle gespielt; im Gegenteil, ein wichtiges Motiv für das staatliche Einschreiten gegen das Wallfahrtswesen war gerade die Überlegung, daß auf diesem Weg zu viel Geld ins Ausland vertragen werde. Von den Wallfahrten und Pilgerreisen hat man selbstverständlich nicht nur Gegenstände einer religiösen Volkskultur mit nach Hause gebracht: Kupferstiche vom Gnadenbild, Rosenkränze, Einhänger, Gebetbücher und -zettel, Hinterglas- und andere Bilder, sondern auch Objekte des alltäglichen Gebrauchs. In jedem Fall brachte man Beobachtungen mit nach Hause, Beobachtungen vom Kleiden und Essen anderswo, vom Hausbau auf dem Weg, von landwirtschaftlichen Geräten und Werkzeugen, Geschichten, die man am Wirtshaustisch aufgeschnappt hatte, von Liedern, die man zu Gehör bekommen hatte, und manchen sprachlichen Besonderheiten. Vielfach war dies Grund genug, sich selber ein klein wenig umzustellen in seinen bisherigen Gewohnheiten.

Ein Kapitel für sich ist das *Handwerksleben*, das nach anfänglichem Zögern mittlerweile selbstverständlich eingeschlossen erscheint in der sogenannten Volkskultur und damit im Forschungsfeld des Volkskundlers. Seit dem 12. Jahrhundert wurde es mehr und mehr üblich, daß sich die Handwerker der nämlichen oder nah verwandter Richtungen zusammenschlossen zu sogenannten Zünften. Deren Organisation nahm nur selten Rücksicht auf enge kommunale und territoriale Grenzen. Ja, es gehörte gerade zu den besonderen Kennzeichen der Handwerkszünfte, daß sie sich überregional absprachen. Es gab für bestimmte Gebiete sogenannte Hauptläden, nach deren Gepflogenheiten man sich richtete bzw. bei denen man um Rat und Auskunft nachfragte, wenn man eine bestimmte Frage im eigenen Zuständigkeitsbereich nicht lösen konnte. Den Landesherren war dieser Tatbestand selbstverständlich ein beständiger Dorn im Auge, und sie haben darum seit dem 18. Jahrhundert alles unternommen, um die Selbständigkeit und die überregionale Orientierung der Zünfte zu zerschlagen. Die Hauptlade der süddeutschen Steinmetzen etwa stand in Straßburg, die der Hutmacher in München, die der Kaminkehrer in Coburg, der

Nadelmacher in München und Breslau, der süddeutschen Schneider in Wien und der Goldschmiede in Augsburg.

Kamen schon durch die Existenz von Haupt- und Nebenläden sowie von Orts- und Landschaftszünften die Grundprinzipien des Lebens im Handwerk schnell herum – etwa die Anforderungen an das Meisterstück, die Art des Losprechens von Gesellen, die rechte Feier des Leichenbegägnisses für einen verstorbenen Handwerksbruder etc. –, so wurde der Kontakt innerhalb der Handwerkergesellschaft noch wesentlich vertieft durch die Verpflichtung zur *Wanderschaft*, die sich bereits während des späten Mittelalters allenthalben durchzusetzen begann. Von jetzt ab waren die meisten Handwerksgesellen mehrere Jahre auf der Walz. Manch einer hat sich nicht weit hinausgetraut, er ist schon in der nächsten Stadt hängengeblieben, die meisten aber haben beachtliche Strecken hinter sich gebracht. Der Schuster Hans Sachs aus Nürnberg, der 1511 im Alter von 17 Jahren seine Wanderschaft antrat, ist keineswegs eine seltene Ausnahme. In seiner gereimten Autobiographie von 1567 beschreibt er seinen Wanderweg:

„Thet der schumacher handwerck lehrn, / Mit der handarbeit mich zu nehrn;
/ Daran lernet ich zwey jahr. / Als mein Lehrzeit vollendet war, / Thet ich meinem handwerck nach wandern / Von einer statte zu der andern. / Erstlich gen Regenspurg und Braunauw, / Gen Saltzburg, Hall und gen Passau, / Gen Wels, München und Landhuet, / Gen Oeting und Bergkhausen guet, / Gen Würtzburg und Franckfurt, hernach / Gen Coblenz, Cölen und gen Ach. / Arbeit also das handwerck mein / In Bayern, Francken und am Rein / Fünff gantze jar ich wandern thet / In diese und vil andre stätt.“

Nach dieser Zeit der Wanderschaft, die ihn auch noch durch die Niederlande führte, kehrte Hans Sachs wieder in seine Vaterstadt Nürnberg zurück und ließ sich dort als Schuhmachermeister nieder.

Unter diesen Umständen wäre die Vorstellung einer lokalspezifischen Handwerkskultur völlig abwegig. Es sprach sich schnell herum, wie man ein bestimmtes Werkstück am besten herstellte, wie man ein neues Werkzeug sinnvoll einsetzte, welches Material wozu am geeignetsten war, wie man sich bei der Arbeit und am Feierabend zünftisch, d. h. richtig und ohne Anstoß bei den anderen Handwerksgesellen zu nehmen, verhielt, welche Lieder man sang, wie man sich korrekt anzog und was man zu sagen hatte, wenn man eine fremde Herberge betrat, wie man um Arbeit vorsprach und tausend andere Dinge mehr.

Die Welt des Handwerks ist ein Musterbeispiel dafür, wie Grenzüberschreitung auch unter den erschweren wirtschaftlichen, politischen und verkehrstechnischen Gegebenheiten der vorindustriellen Welt funktionierte. Die Kenntnis des Fremden, die Schaffung eines einheitlichen Selbstverständnisses und damit einer überregionalen Kultur war geradezu erklärt Handlungsziel. Vor allem durch das Mittel der Gesellenwanderung war eine dauernde Beweglichkeit in der Handwerkskultur verankert, konnte lokale Abschottung kaum stattfinden.

Die Straßen des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa sind allerdings nicht nur von Pilgern, Wallfahrtszügen und wandernden Handwerksgesellen belebt worden, sondern noch durch manche andere Personen und Gruppen, die

ebenfalls das Ihre zu einer kulturellen Durchmischung beitragen. Zu nennen ist vor allem das Heer der *Fahrenden*, eine Sammelbezeichnung, unter der man alle jene Berufe und Sondergruppen zusammenfaßt, die gar nicht die Absicht hatten, sich für dauernd an einem bestimmten Ort niederzulassen. Dazu gehörten Spielleute und Musikanten, Gaukler und Jongleure, Schauspieler und Warenkrämer, Zigeuner und Juden, Bettler und arbeitslose Landsknechte. Hierunter fällt auch die nicht unerhebliche Zahl jener, die durch einen Gerichtsbeschuß aus ihrer Wohngemeinde vertrieben worden waren, verwiesen aus der Gemarkung einer Stadt oder aus einem Territorium oder gar „über die vier Wälder des Hl. Römischen Reiches“. Das deutsche Rechtssystem vor dem 19. Jahrhundert hat durch dieses hilflos anmutende Mittel versucht, sich der Elemente zu entledigen, denen mit den üblichen Strafverfahren nicht beizukommen war. In Wirklichkeit hat man so ein Heer von entwurzelten Menschen geschaffen, die zwischen den einzelnen Territorien hin- und hergeschoben wurden.

Gewiß, all diese Leute gehören nicht zu den Tonangebenden. Sie sind die Außenseiter der Gesellschaft, sie setzen nicht die Leitnormen fest. Doch völlig vernachlässigt darf ihr Anteil an der Volkskultur auch wieder nicht werden. Zum einen haben sie untereinander durch bestimmte Formen der Kommunikation und Sprache (etwa das System der Gaunerzeichen und das Rotwelsch), durch ein eigenes Wertesystem und durch Sonderkenntnisse eine Art von Kultur aufgebaut, eine Subkultur vielleicht, aber immerhin eine in sich geschlossene Welt; und zum anderen hat die etablierte Welt der Bauern und Handwerker doch zur rechten Zeit Kontakte zu diesen outcasts gesucht. So hat man keine Feuersegen, d.h. magische Praktiken zur Bannung eines ausgebrochenen Feuers, so sehr geschätzt wie diejenigen der Zigeuner.

Eine besonders nachgesuchte Spezialität der Zigeuner war das Wahrsagen. Ein Beleg aus dem Jahr 1739 zeigt, mit welcher Verbissenheit und unter welchem persönlichen Risiko man mitunter in den Genuß des zigeunerischen Wahrsagens kommen wollte. „Nachdem die zu Stadtamhoff öffentlich ausgehauth und gebrandt marchte Zigeiners Pursch zu Nittenau durch- und außer Landts geführt worden, so haben sich nachgesetzte Persohnen straffbahrer Weis undernommen, sich des zur größten Beläidigung Gottes geraichtent, an sich selbsten aber höchst verbotnen Wahrsagens zu bedienen. Derowegen hat man ihnen ein solches ernstlich verwiesen und nachligentermassen abgestrafft [Es folgen die Namen von 10 Frauen oder ledigen Mädchen aus Nittenau, welche eine Geldbuße bezahlen mußten. Unter den Leibstrafen finden sich dann nochmals 4 Frauen, darunter:] ... des Schottenhämls Töchterl Margaretha, welche sich wahrsagen lassen, daß sie einen Geiger bekhombt, hat man durch der Schuellmaister abmessen lassen einen Ruettenschilling.“ Das höchste Interesse der Mädchen bestand also darin, zu wissen, ob und wann sie würden heiraten können.

Und auf Gaukler und Spielleute wollte man bei keiner Kirchweih oder an einem Markttag verzichten, von den Diensten der Warenkrämer und Handelsjuden ganz zu schweigen. All diese Leute ließen sich durch ihre Lebensführung nicht auf

einen engen geographischen Raum eingrenzen, und sie haben deshalb immer wieder Elemente zur Grenzüberschreitung vermittelt.

Dies gilt in gewisser Weise auch für jene Menschen, die wenigstens für eine bestimmte Zeit auf ihren beständigen Wohnsitz verzichteten, um irgendwo außerhalb Beschäftigung und Lebensunterhalt zu finden, die *Wanderarbeiter*. Sie gibt es in Niederbayern beispielsweise nicht erst seit dem 19. Jahrhundert, seitdem man Hopfen und Zuckerrüben anbaut. Früher kamen sie aus dem Bayerischen Wald, um bei der Ernte von Heu und Getreide zu helfen. Im Allgäu hat man auf diese Weise den zeitweiligen Bedarf an Hütpersonal gestillt durch die sogenannten Schwabenhäuser, die alljährlich in großen Scharen aus Vorarlberg und Nordtirol ins Vorland gezogen sind. In Norddeutschland übte man über Jahrhunderte hinweg die Hollandgängerei, d. h. die saisonale Arbeitswanderung in die Niederlande, im wesentlichen, um Torf zu stechen und Ziegel zu brennen. Vom Austausch der Arbeitskräfte zu bestimmten Jahreszeiten ist fast jede deutsche Landschaft betroffen, entweder positiv durch einen Bedarf in einigen Monaten, oder negativ durch Abwanderung.

Nicht zu gering sollte man ferner den üblichen Kontakt zwischen verschiedenen Gebieten veranschlagen, der aufgrund des Handels, des Austausches von Gütern, zuwege kam. Eine Autonomie der landwirtschaftlichen Betriebe gibt es in Deutschland spätestens seit dem 13./14. Jahrhundert nicht mehr. In diesen beiden Jahrzehnten sind nämlich mehr als viertausend Städte gegründet worden, die alle für sich selber nicht existieren konnten, angewiesen waren auf Handelsbeziehungen untereinander und mit dem agrarischen Umland. Man braucht nicht nur an die weitreichenden Beziehungen der Regensburger und Nürnberger Kaufleute zu denken; in jeder Stadt und jedem Markt tauchten Fremde mit ihren Wagen auf, passierten Fuhrleute, die Güter aus entfernten Regionen transportierten, die Kunde von anderen Menschen, Sitten und Lebensweisen mitbrachten und mitnahmen.

Seit man in der Geographie das Modell der zentralörtlichen Beziehungen aufgestellt hat, sind auch die Volkskundler etwas stärker auf die große Bedeutung aufmerksam geworden, welche gerade der Stadt als Ursprung und Vermittlungsort für kulturelle Entwicklungen auf dem flachen Land zukommt. Manche liebgewordenen älteren Hypothesen mußten mittlerweile kassiert werden. So nimmt unsere Fastnacht sicherlich nicht ihren Ausgangspunkt von irgendwelchen kultischen Feiern, welche die noch nicht christianisierten Bauern einstens begingen, um den Segen der Feldfrüchte sicherzustellen, sondern alles verweist auf die Stadt als Ausgangspunkt: auf die Kostümfeste der Patrizier, die festlichen Gelage der Bürgermeister und Ratssherren und die Umzüge von Metzgern und anderen Handwerkszünften, bevor die strenge Fastenzeit hereinbrach. Nicht recht viel anders ist es mit den Maibaumen, die heute nahezu jedes oberösterreichische und bayerische Dorf zieren. Hier wird man zur Erklärung nicht ansetzen dürfen bei dem Baumkult unserer germanischen Vorfahren, sondern bei den Soldaten des 17. Jahrhunderts, die in irgendwelchen städtischen Kasernen lagen und ihren Vorgesetzten oder den lokalen Honoratioren durch das Aufstellen eines geschmückten Baumes eine Freude machten und dafür ein Trinkgeld einstrichen, was der ganzen Unternehmung zunächst den entscheidenden Sinn verlieh.

Erst eine Weile später haben die Dorfburschen diesen neuen Brauch aufgenommen und für ihre speziellen Bedürfnisse abgewandelt. Der Weg von der Stadt aufs Land als kulturelle Einbahnstraße lässt sich auf vielen Gebieten herausarbeiten, im Hausbau sowohl, etwa bei der Verbreitung der Stube, wie auch in der Kleidung, bei der Einführung neuer Speisegewohnheiten (z. B. beim Essen aus separaten Tellern), bei der Einbürgerung neuer Heiliger, beim Aufkommen neuer Musikinstrumente und, und, und ... In Münster wurde ein eigener Sonderforschungsbereich begründet, um speziell der Diffusion von Kulturgütern aus der Stadt hinaus aufs flache Land nachzugehen. All dies wäre nicht denkbar gewesen, hätte es nicht eine intensive Begegnung von Menschen aus Stadt und Land gegeben, hätte man nicht Gelegenheit gehabt, neue Erfahrungen zu machen, Fremdes zu beobachten und kennenzulernen. Die Auseinandersetzung mit dem Neuen blieb unseren Vorfahren genausowenig erspart wie uns selber.

Die Fiktion von dem eingeengten Horizont der alten Volkskultur gilt, ich habe das eingangs angedeutet, auch für die *sozialen Grenzen*. Man dachte an einen weitgehenden Abschluß der Lebensgewohnheiten zwischen den einzelnen gesellschaftlichen Gruppen, so wie sie sich in der Ständehierarchie abbilden. Auch in dieser Hinsicht hat die Volkskunde mittlerweile ältere Anschauungen revidiert. Ich möchte abschließend verdeutlichen, aufgrund welcher Vorgänge eine kulturelle Bewegung über die Standesgrenzen hinweg erfolgen konnte.

Das im groben richtige Bild von der Ständehierarchie wird häufig zu wörtlich genommen. In Wirklichkeit gab es in Mittelalter und früher Neuzeit vielfach auch sozialen Auf- und Abstieg. Allen Historikern geläufig ist die Entwicklung des sogenannten Ministerialadels zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert. Innerhalb von wenigen Generationen schafften Tausende von Familien den Aufstieg aus dem Stande von Unfreien, Abhängigen, Leibeigenen, Hörigen, quasi Sklaven, zum Stand von Adeligen, die selbstverständlich adelige Lebensformen annahmen. Einen ähnlichen Vorgang können wir in den Städten beobachten.

Umgekehrt hat die spätmittelalterliche Agrarkrise gerade wieder manchem Adeligen zu schaffen gemacht. Der Verfall der Getreidepreise hat ihn gezwungen, sich in städtische oder landesherrliche Dienste zu begeben, seine Kinder an Kaufleute, Handwerksmeister oder wohlhabende Bauern zu verheiraten und damit in einem anderen Stand aufzugehen. Die ungeheure Bedeutung, welche Ehrlichkeit und Ehre im Leben der städtischen Handwerker spielten, ließe sich etwa auch erklären durch Einflüsse aus dem adeligen Bereich.

Für eine kräftige Durchmischung unserer Gesellschaft haben vor allem Kriege und Epidemien geführt. Hier ist nicht nur zu denken an die Vertreibungen im Zusammenhang mit den Religionskriegen (Stichworte: Salzburger Exulanten und französische Hugenotten), sondern an die Erbschaften und neuen Möglichkeiten für politischen, wirtschaftlichen und damit auch gesellschaftlichen Aufstieg, die sich ergaben, wenn eine Pestepidemie, ein langwieriger Krieg, ein verheerender Ausbruch von Flecktyphus usw. ein Viertel bis ein Drittel der Bevölkerung hinweggrafften. Die Vorfälle mögen schrecklich genug gewesen sein, unendliches Leid über die

Menschen gebracht haben; anschließend aber gab es jedesmal eine Fülle von Erbschaften, wurden viele neue Heiraten geschlossen, konzentrierte sich der Besitz in wenigen Händen. In den meisten deutschen Landschaften ist durch die Verknappung der Bevölkerung schon im Mittelalter die Leibeigenschaft praktisch hinfällig geworden; in Bayern wurden die schlechteren ländlichen Leiheformen der Freistift, der Neustift und des Leibrechts etc. kontinuierlich verändert hin zum Erbrecht. Damit aber sind selbstverständlich auch andere Wirtschafts- und Lebensmöglichkeiten verbunden gewesen. Es sind immer wieder nach solchen demographischen Einschnitten massenhaft bisherige Tagelöhner, Inleute und Knechte eingerückt in vollwertige Bauernstellen und haben anschließend auch das Leben von Bauern geführt oder Gewohnheiten beibehalten, die ihnen in ihrem bisherigen Lebensstil ans Herz gewachsen waren. In jedem Fall ist ein Kulturtransport über Standesgrenzen hinweg erfolgt.

In besonderer Weise bot die Kirche viele Möglichkeiten für gesellschaftlichen Aufstieg. Im Laufe der Zeit sind die Bischofsstühle zwar für den Adel reserviert worden. Und wer Erzbischof von Mainz werden wollte, der mußte eine Ahnenkette nachweisen, so als ob er eine französische Erbprinzessin hätte heiraten wollen. Aber in den Klöstern konnte es ein tüchtiger Bauernbub nach wie vor bis zum Abt, Propst, Guardian oder Prior bringen. Mögen diese Fälle auch Ausnahmen gewesen sein, sie waren jedenfalls zahlreich genug, so daß bäuerliches Denken und bäuerliche Lebensart auch in manches Kloster vordringen konnte und daß umgekehrt manches vom klösterlichen Geist und Wirtschaften über die Verwandtschaft des Abtes auch aufs Land vermittelt wurde. So dürften die eindrucksvollen bäuerlichen Vierkanthöfe in Oberösterreich durch klösterliches Vorbild angeregt worden sein.

Schließlich – und dies ist mir am wichtigsten – spielte sich das Leben der Ständegesellschaft nicht in voneinander isolierten Kreisen ab, sondern hat sich dauernd überlappt. Man hatte einander vor Augen, war aufeinander angewiesen und hat das eine oder andere voneinander abgeschaut. Wenn ein kleiner Adeliger auf seiner Burg oder in seinem Schloß zum Tanz aufspielen wollte, so blieb ihm gar nichts anderes übrig, als zum Schullehrer zu schicken, zu den übrigen Dorfmusikanten und vielleicht auch noch zum Türmermeister mit seinen Gesellen in der nächsten Stadt. Auf diese Weise hat manches Adelsfräulein Walzer, Polka und Mazurka kennengelernt, und umgekehrt haben sich manches Menuett oder manche Gavotte und Francaise in die Spielhandschriften der Dorfmusikanten geschlichen. Beim Musizieren in der Kirche haben sich ebenfalls ländliches und hochschichtliches kirchliches Musikgut berührt und beeinflußt.

Grundsätzlich darf man den kulturellen Lebensformen der gesellschaftlich und geistig führenden Schichten eine Vorbildwirkung unterstellen, die gerne von der nächststehenden Gruppe kopiert wird, wenn sie dazu in der Lage ist. Manchmal freilich muß man auch auf billigere Ersatzstoffe ausweichen. Als man im 17. Jahrhundert in den adeligen Salons begonnen hat, gezuckerten Kaffee zu schlürfen, da haben es die bessergestellten bürgerlichen Familien bald nachgemacht. Und wenig später hat man auch im bäuerlichen Haushalt und bei den Tagewerkern und Manu-

fakturarbeitern Zichorienbrühe aufgegossen und so getan, als trinke man echten Bohnenkaffee. Der massenhafte Bedarf an Zucker zum Süßen hat um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert dazu geführt, daß man die Gewinnung des Rübenzuckers forciert hat und damit vom teureren Rohrzucker unabhängig geworden ist.

Dem Weg der Vermittlung von Kulturgütern von den führenden Sozialgruppen zu den darunterliegenden könnte man noch auf vielen Feldern nachgehen: beim Porzellangeschirr etwa, beim Wandschmuck, den Zimmertapeten, beim Freizeitverhalten (denkt man an den Massenurlaub in Italien!), beim Klavierspielen, bei der Hochzeitskleidung, bei der Zimmereinteilung, bei den Möbeln, in der Kleidung usw. Gesellschaftliche Schranken sind, soweit kulturelle Lebensäußerungen betroffen sind, auch in der Vergangenheit alles andere als undurchdringlich gewesen. Der Wille nach Angleichung an die nächsthöhere Sozialgruppe hat als Motor für kulturelle Bewegung zu allen Zeiten gewirkt. In der Volkskunde wurde dies auch erkannt und in den Theorien vom Sinken des Kulturgutes und von der Kulturfixierung festgemacht. Das erste meint das regelhafte Weiterwandern von Elementen des Lebensstiles entlang der gesellschaftlichen Hierarchie; die Kulturfixierungstheorie versucht den Zeitpunkt zu nennen, wann solche Erneuerungsschübe durch die Kultur hindurchgehen: Konjunkturelle Hochlagen bringen in der Regel die meisten Veränderungen hervor. Wenn es den Menschen wieder schlechtergeht, dann wollen sie unbedingt an den neuen Errungenschaften festhalten, auch wenn sie sich diese eigentlich nicht mehr leisten können.

Und nun zum Schluß. Die Vorstellung von der jahrhundertelangen Beständigkeit und der lokalen oder kleinräumigen Abschottung der Volkskultur, von der die Forschung im 19. Jahrhundert ihren Ausgang genommen hat, wurde innerhalb der Volkskunde mittlerweile weitgehend revidiert. Wir haben heute mehr ein Auge für Veränderung und Weiterbildung, für die Anpassung an neue Lebensbedingungen, für das Überschreiten von sozialen und regionalen Grenzen.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es die lokale oder regionale Besonderheit nicht auch gegeben hat. Sie konnte sich dort ausbilden, wo die Faktoren der Vereinheitlichung und Grenzüberschreitung gebrochen oder schwach waren. Ich gehe sie noch einmal durch: Wo politische Territorien nicht miteinander kooperierten, sondern im Konflikt lagen; wo verschiedene Konfessionen in unmittelbarer Nachbarschaft lebten und bestrebt waren, sich durch sichtbare Zeichen ihrer religiösen Kultur voneinander abzuheben (in unserer Region besonders Katholiken – Protestanten – Juden); wo das Handwerk nicht oder unterschiedlich stark ausgebildet war; wo erhebliche Unterschiede im Alphabetisierungsgrad bestanden; wo man stärker von Außenkontakten abgeschnitten wurde als anderswo; wo die demografische Entwicklung kontinuierlich und nicht sprunghaft verlief; wo die soziale Durchmischung gering und lange Zeit ungestört war. Das Bild von einer lokalen oder regionalen Kultur ergibt sich vor allem dann, wenn man *alle* kulturellen Elemente zusammen sieht und nicht – wie ich das getan habe – thematische Bereiche ausgliedert. Die jeweilige Mischung ist natürlich lokal oder regional. Sie ist entstanden, weil aus dem übergreifenden Angebot nicht alles und vor allem nicht alles in

der gleichen Intensität und zur gleichen Zeit realisiert wurde. Der rechte Zugang zu den Lebensbedingungen einer Ortschaft, einer Landschaft oder einer bestimmten Gruppe von Menschen wird sich nur erschließen, wenn wir beides im Auge behalten:

- das umfassende Angebot kultureller Möglichkeiten in einem *cum granu salis* einheitlichen christlichen, feudalen, aufgeklärten, liberalen oder wie auch immer gearteten Abendland und
- die spezifischen Möglichkeiten oder Blockaden zu deren Verwirklichung vor Ort.

Diese Entwicklung ist für uns Entlastung und Verpflichtung zugleich. Entlastung insofern, weil wir nicht ängstlich auf die Details der überkommenen Volkskultur starren und diese vor vermeintlichen Konkurrenten verteidigen müssen. Sie ist aber auch Verpflichtung, weil sie uns zwingt, über den eigenen Kirchturmhorizont hinauszuschauen, uns nicht einzugraben in zu engen Grenzen, sondern immer wieder auf Anderes und Fremdes zuzugehen.